

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 39.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Berner war inzwischen nach Waldbau gegangen und hatte dorthin die Nachricht von der Entdeckung des Waldvertrages gebracht. Wunderbar war die Wirkung, welche sie hervorbrachte. Hell leuchtete es bei den Worten Berner's in den finstern, grab-ähnlichen Räumen auf und seltsam belebten sich die abgekehrten, gebeugten Gestalten, welche darin ihr grauenvolles Dasein fristeten. Dumpf und stumpf blieben wohl Viele bei ihrer Arbeit sitzen, die das Leben schon oft genarrt und die nun nicht sehen noch hören wollten, was um sie her vorging. Die große Menge der Bevölkerung aber gab sich mit lauter Freude der Strömung hin, die mit Blitzeseile das Dorf durchzuckte, mit Zauberkraft die Herzen berührte und das erstarrte Blut von neuem in Wallung brachte. Aber auch Diejenigen, welche sich hartnäckig sträubten, die stieren Augen von der Arbeit zu erheben, konnten auf die Dauer nicht widerstehen. Kam doch auch die Nachricht von Berner, dessen Wort im Dorfe wie ein Evangelium galt. Was er sagte, das mußte wohl wahr sein, wenn es den abgestumpften Sinnen auch noch so unglaublich erschien. — Und wieder belebten sich die halb erloschenen Augen und von neuem färbten sich die fahlen, welken Wangen. Zum innigen Drude berührten die Hände sich wieder, die einst die Liebe ineinander gefügt und die rauh das Elend getrennt hatte. Wie einst in glücklichen Stunden, erhob auch die Elternliebe, die so lange trauernd geschwiegen, das Haupt. Hier liebte man ein Kind wieder, das man im rasenden Drange der Arbeit vergessen und das nun hochbeglückt mit sonnigem Lächeln die Liebeslungen erwiderte und die kleinen Arme zu den Eltern erhob. Auch zu den Siechen und Kranken trat man und fand Worte des Trostes und der Ermuthigung. Man vergaß die Arbeit, man vergaß den Hunger und hoffte!

Frau Egler versuchte es, im Bette sich aufzurichten. — Wie neugeboren, so fühlte sie sich. Daß Martha in dieser wichtigen Stunde nicht da war! Sie war wie an jedem Sonntage in den Wald gegangen, wo Blumen und Bäume, jeder Strauch, jeder Hügel und Stein ihr von dem Geliebten plauderte, und wo sie ungestört unter den alten Bäumen von der goldenen Zeit

ihrer Liebe träumen konnte. Zu einer alten Buche, tief im Walde pflegte sie ihre Schritte zu lenken. In ihrem Schatten hatte sie oft mit Büttner gefessen und, umrauscht vom Sang und Klang der Natur, mit ihm den kleinen Tempel des Glücks mit verschwenderischer Hand ausgeschmückt, der aus dem Dunkel der Zukunft sich leuchtend vor ihren Blicken erhob. Der alte Baum war Zeuge ihrer Liebe gewesen. Hier hatten sie sich als Kinder zusammengefunden, wenn Martha, um Kräuter für ihre kranke Mutter zu suchen, den Kerker des Elends verlassen durfte; und hier erwachte auch zum ersten Male die beseligende Erkenntniß in ihnen, daß sie einander lieb hatten und einander angehören müßten — das ganze Leben hindurch. Von Glück und Wonne schäumten die Herzen über, vergessen war die Armuth und das Elend, und reich waren sie mit einem Male, unbeschreiblich reich und glücklich geworden. Die theilnahmlose Natur ringsum sahen sie sich seltsam beleben; der eigene Liebestraum erklang ihnen im Flüstern der Bäume, und jubelnde Freude war ihnen der Vögel schmetterndes Lied. — Aber auch Thränen hatte die alte Buche gesehen. Als die Liebenden hinaus in's Leben traten und mit eisigem Hauche die Wirklichkeit sie umfluthete, da waren düstere Schatten in ihren Frühling gefallen, — waren sie doch arm, blutarm, und zeigte sich in der Wirklichkeit doch nirgends ein Strahl von jenem goldenen Lichte, in dem ihnen im Walde die Zukunft erschienen war. Nur kurze Zeit aber währte das Klagen; unermülich im Hoffen ist die Liebe; kühn überbrückt sie Ströme und Seen und leicht führt sie über Berge von Hindernissen hinweg, die auf ihrem Wege zu unübersteiglicher Höhe sich aufthürmen. In die Welt wollte Büttner ziehen, um Geld zu verdienen, und unter dem Baume nahmen sie Abschied von einander. Sein Weib sollte sie werden, so hatte er es ihr mit leuchtenden Blicken gelobt — und ihm treu bis zum Tode zu bleiben, das war ihr letzter Abschiedsgruß gewesen. — Monate und Jahre waren in's Land gekommen, der Geliebte war nicht wiedergekehrt. Wohl hatte er im Anfange aus Polen geschrieben, wohin er seine Schritte gelenkt, und jede Zeile athmete die alte, warme sehnachtsvolle Liebe nach seiner Martha; aber plötzlich waren die Briefe

ausgeblieben und auf keinen der ihrigen empfing sie mehr eine Antwort. Da waren von neuem ihre Thränen geflossen und Seufzer und Klagen hatte der stille Freund ihrer Liebe vernommen. Blatt um Blatt sanken nun die Hoffnungen dahin und ein Winterkehrte bei Martha ein, der rauher und unfreundlicher wurde, je weiter er sich ausdehnte. Wo wahre Liebe gewaltet, da vermag der Mensch sich nicht so leicht loszulassen von den Erinnerungen an die Vergangenheit, und wurde Martha mit der Zeit auch ruhiger und gefasster, so bewahrte sie doch treu das Andenken des Geliebten und, wenn auch Alles dagegen sprach, die leise Hoffnung auf seine Rückkehr.

Auch heute saß sie unter dem alten Baume und gedachte des Geliebten. Im Geiste sah sie ihn wiederkehren, blühend und frisch, wie er fortgezogen. — Ein Schritt schlug an ihr Ohr, sie bebte zusammen; in den Gebüsch vor ihr raschelte es — sie fuhr empor. Hatte er sie nicht oft auf diese Weise überrascht! Laut pochte ihr Herz und ihre Augen erweiterten sich, als sie in die Richtung starteten, aus der das Geräusch kam. Jetzt theilte sich das niedrige Gehölz, doch nicht der Geliebte trat daraus hervor — die hohe Gestalt des Försters war es, die sich aus dem Gebüsch löste und ihr entgegentrat. Sie stieß einen leisen Schrei aus und wollte davoneilen, er aber vertrat ihr den Weg und ergriff sie bei der Hand und hielt sie mit eiserner Kraft zurück.

„Bleib!“ sagte er. „Du hast nichts zu fürchten. Ein paar Worte habe ich mit dir zu sprechen.“

In seinem blassen Gesichte lag etwas so Gebieterisches, daß sie keinen Widerspruch wagte und ängstlich stehen blieb. Er warf die Büchse in's Moos und lehnte sich, ihr gegenüber, an einen Baum.

„Du hast Furcht!“ sagte er wieder und ließ seine Blicke über ihr Gesicht gleiten. „Sie sagen, ich sei herzlos — grausam; für einen harten, lieblosen Menschen halten sie mich.“ Er lachte verächtlich und bitter auf, und seine Rechte griff nach einem Zweige des Baumes, an dem er stand, und zerrte daran, als wollte er ihn herunterreißen, dann ließ er ihn wieder empor-schnellen. „Und wenn ich es nun wäre!? Sie fragen nicht darnach, was mich so hart gemacht!“ rief er mit Heftigkeit. „Daß man mir das Herz, mit Allem, was darin gewohnt, aus der Brust gerissen, das wissen sie nicht, auch nicht, daß man mir einen Stein hineingezwängt, — — aber das ist jetzt gleichgiltig,“ unterbrach er sich.

Nicht ohne Theilnahme ruhten Martha's Blicke auf dem Gesichte des Mannes, dessen Namen sie bis dahin nur mit einem Fluche nennen gehört. Was mußte er nicht Alles erlebt und durchgemacht haben!

„Ich will nicht,“ sagte er nach kurzem Schweigen, „daß du in's Dorf hinaussträgst, was ich dir sage. — — Du bist arm wie deine Eltern es sind. Zu jeder Stunde kann man euch aus dem Hause treiben und auf die Straße werfen, und ich weiß, daß es geschehen wird. Von der Gnade des Grafen seid ihr abhängig und Hungers müßt ihr sterben, wenn dein Vater nicht um sein Erbarmen fleht.“

„Wir haben noch nie um sein Erbarmen gebettelt,“ unterbrach ihn Martha stolz, „und werden es auch nie thun.“

Er achtete nicht darauf. „Du kannst dich und deine Angehörigen in eine glücklichere Lage bringen,“ fuhr er fort; „und ein Narr, wer sich bedenkt, das Hungern und Darben mit dem Wohlleben zu vertauschen!“

„Wir tragen kein Verlangen danach.“

„Wartest wohl auch auf das himmlische Manna?“ rief er, höhniſch auflachend. „Dann warte nur. — Doch höre! Du sollst Försterin in diesem Walde werden,“ fuhr er wieder ruhiger fort; „sollst es gut haben, — sammt deinen Eltern dem Jammer entseigen. Nie mehr sollt ihr Noth und Mangel leiden, ich gelobe es. Meine Hand biete ich dir an, zu meiner Frau will ich dich machen. So steht es bei dir, glücklich zu werden.“

Martha stand einen Augenblick sprachlos vor Ueberraschung; das hatte sie nicht erwartet. Aber was war ihr dieser duftige grüne Wald, wenn ihm das fehlte, was ihn ihr so lieb und theuer machte? „Nie werde ich die Försterin in diesem Walde werden!“ antwortete sie fest und wandte sich ab.

„Bleibe!“ rief er. „Höre mich zu Ende. Ueber die Kinderjahre, in denen man mit Liebe die Sinne bethört, bin ich hinaus. Ich verlange keine Liebe von dir. Pah, was ist sie auch! — Davon kann Niemand satt und froh werden — sie ist ein schleichen-des Gift. Auch ohne jene lächerliche Liebe der Poeten kann man ein glückliches Leben führen. Die Liebe ist Unsinn, sage ich dir!“ Er sprach wieder heftig. „Ein Narr, wer sich von diesem Irrlicht verlocken läßt; er muß es büßen, mit seinem Herzblut büßen. Denke an die Noth, an das Elend deiner Eltern, denke an dich selbst,“ schloß er sanfter. „Das Sattwerden ist im Leben die Hauptsache. Bist du verständig, dann sagst du ja. — Fürchte dich nicht vor meinem rauhen Wesen, unter der harten Hülle findest du vielleicht doch noch einen Kern, der des Heraus-schälens werth ist. Er starrte zu Boden und schien Martha's Anwesenheit vergessen zu haben.

„Was ich gesagt, dabei bleibe ich,“ entgegnete Martha jetzt. „Wir tragen kein Verlangen nach dem Wohlleben, und wäre es auch noch so glänzend. Was braucht Ihr denn auch für das Leben, von dem Ihr sprecht, ein Weib, das doch nur Euer tägliches Brot Euch verkümmern müßte? — Kurz und gut: ich werde nie Försterin in diesem Walde werden!“

Ein finsterner Schatten glitt über sein Gesicht und eine heftige Antwort drängte sich auf seine Lippen. Er bezwang sich aber und sagte ruhig: „Du wirst, du mußt es werden. Was ich dir gesagt, kommt dir zu plötzlich. Du bist eben ein Weib und mußt überlegen. Gut, du sollst Bedenkzeit haben. Acht Tage wollen wir dazu festsetzen. Geh denn, ich bin sicher, daß du meinen Vorschlag annehmen wirst.“

„Nein!“ rief sie und eilte davon.

„Wie alle diese Narren, so ist sie auch!“ murmelte er verächtlich. „Statt nach dem Fleisch und dem Brote zu greifen, kauen sie ausgefogene Knochen und Steine, und bilden sich ein, glücklich zu sein, wenn ihnen nur ein wenig Dunst um die Nase wirbelt! — — Gemüth heißen sie den lächerlichen Ballast, mit dem sie sich ihr Lebtag herumschleppen, statt daran zu denken, Klauen und Zähne sich wachsen zu lassen.“ — Er nahm seine Büchse auf und warf sie über die Schulter. „Ist die Liebe kein Irrlicht?“ rief er mit dumpfer Stimme. „Hat sie mich nicht auch genarrt, war ich nicht nahe daran, wahnsinnig zu werden, und hat sie mich nicht betrogen? Wäre ich reich gewesen wie der schmude Amtmannssohn, o, dann hätte ich sie heimführen können, wäre auch der rechte Freier gewesen. Aber dem rohen Bauern weist man die Thür!“ Er ballte die Fäuste. „Nur Narren können verblendet genug sein, dem Irrlicht zu folgen, und ich war ein Narr, jetzt aber täuscht man mich nicht mehr! — Ob sie noch am Leben ist?“ murmelte er nach einer Weile, gedankenvoll vor sich hinstarrend. „Pah, was denke ich an sie. Umflattert das Irrlicht mich wieder?“ Er schritt weiter, blieb aber noch einmal stehen und seine Augen folgten dem Wege, den Martha genommen. „Ob sie nicht ja sagen wird? Sie muß es!“ rief er. „Wenn das Füllhorn der gräßlichen Rache auf ihren Vater sich entleert, dann wird ihr nichts anderes übrig bleiben, als nachzugeben. Das Mädchen ist sonst verständig, sie geht nicht zur Kirche, das ist ein großer Vorzug; so werden wir uns bald an einander gewöhnen, und darauf allein kommt es ja an.“

Er schlug den Weg nach dem Forsthaufe ein. Plötzlich blieb er wieder stehen. „Wo nur der Förg hingekommen sein mag?“ sagte er halblaut. „Er muß doch Hülfe gefunden haben, die Spur geht bis zum Wege. Hätte es nicht für möglich gehalten, daß er jemals ein Werkzeug der Erlaucht werden könnte. War sonst ein braver Kerl,“ fügte er mit etwas weicher Stimme hinzu; „der Einzige, mit dem sich verkehren ließ. Werde ihn sehr vermissen — thut mir fast leid. Aber so sind sie alle — falsch — bodenlos falsch — die ganze Menschenbrut —!“ rief er wieder heftiger. „Der Graf wird nun wissen, woran er ist, und daß ich der Mann bin, gegen gräßliche Tücke mich vertheidigen zu können,“ schloß er, finstern nach dem Schlosse blickend, das gerade vor ihm sichtbar wurde.

Als er in den Hauptweg einbog, wäre er fast mit dem Maler Schmidt zusammengeprallt, der sich auf dem Wege nach

dem Schlosse befand. Er musterte ihn mit einem scharfen mißtrauischen Blick, erwiderte mürrisch seinen Gruß und setzte dann seinen Weg nach dem Forsthaufe fort. Der Maler aber eilte ihm nach und bat ihn, indem er sich ihm vorstellte, ihm den nächsten Weg nach dem Schlosse zu zeigen. Als der Förster ihn zurecht gewiesen, sagte der Maler: „Eine Liebe ist der andern werth. Ich habe mich eines Auftrages des Landraths zu entledigen.“ Wieder traf ihn ein mißtrauischer Blick des Försters.

„Ich bin ein Bekannter, ein Freund des Landraths,“ rief der Maler, seine Gedanken errathend. „Als er erfuhr, daß ich nach dem Schlosse ging, bat er mich, Ihnen zu sagen . . .“

„Aber Sie kennen mich ja nicht einmal — woher wissen Sie denn, daß ich derjenige bin, dem Sie eine Nachricht vom Landrath zu bringen haben?“

„Kann es denn so schwer fallen, den Förster Schlegel zu erkennen!“ entgegnete der Maler lächelnd. „Unter Hunderten

würde ich Sie erkennen. Ihr stolzer Wuchs, Ihre majestätische Haltung . . .“

„Was haben Sie mir vom Landrath zu sagen?“ unterbrach ihn der Förster kurz.

„Sie sollen schnell vorgehen, so lange es noch Zeit ist,“ sagte er mir. „Die Freilassung Ihres Schütlings lasse sich nicht mehr lange hinauschieben.“

„Wer sind Sie denn?“ fragte der Förster, ohne eine Spur von Ueberraschung bliden zu lassen. „Sind Sie etwa der Polizeientagent, der hier eintreffen soll?“

„Kann ich auf Ihren Beistand zählen?“ fragte der Polizeientagent statt der Antwort. „Der Landrath sagte mir, ich dürfe auf Sie rechnen.“

„Ich verstehe nichts von Ihrem Handwerk,“ erwiderte der Förster rauh, während er einen Schritt zurücktrat. „Das Spionenh Handwerk ist mir stets von ganzer Seele verhaßt gewesen.“ (Fortsetzung folgt.)

## Der Mensch.

Von J. Moß.

### VI.

(Fortsetzung.)

„. . . Außer diesen unmittelbaren Vernichtungskämpfen (welche die Nebenbuhler unter sich ausfechten, und wobei immer derjenige siegt, welcher die beste Waffe besitzt und daher dieselbe auf seine Nachfolger zu übertragen vermag) sind aber bei der geschlechtlichen Auslese auch die mehr mittelbaren Wettkämpfe von großer Wichtigkeit, welche auf die Nebenbuhler nicht minder umbilden einwirken. Diese bestehen vorzugsweise darin, daß das werdende Geschlecht dem andern zu gefallen sucht: durch äußeren Putz, durch Schönheit oder durch eine melodische Stimme. Darwin meint, daß die schöne Stimme der Singvögel wesentlich auf diesem Wege entstanden ist. Bei vielen Vögeln findet ein wirklicher Sängerkrieg zwischen den Männchen statt, die um den Besitz der Weibchen kämpfen. Von mehreren Singvögeln weiß man, daß zur Zeit der Fortpflanzung die Männchen sich zahlreich vor den Weibchen versammeln und vor ihnen ihren Gesang erschallen lassen, und daß dann die Weibchen denjenigen Sängern, welcher ihnen am besten gefällt, zu ihrem Gemahl erwählen . . . Ein ähnlicher musikalischer Wettkampf, der allerdings weniger melodisch ist, findet bei den Eikaden und Heuschrecken statt. . .“

„Bei anderen Insekten und Vögeln ist es nicht der Gesang oder überhaupt die musikalische Leistung, sondern der Putz oder die Schönheit des einen Geschlechts, welches das andere anzieht. So finden wir, daß bei den meisten Hühnervögeln die Hähne durch Hautklappen auf dem Kopfe sich auszeichnen oder durch einen schönen Schweif, den sie radartig ausbreiten, wie z. B. der Pfau und der Truthahn. Auch der prachtvolle Schweif des Paradiesvogels ist eine ausschließliche Zierde des männlichen Geschlechts. Ebenso zeichnen sich bei sehr vielen andern Vögeln und bei sehr vielen Insekten, namentlich Schmetterlingen, die Männchen durch besondere Farben oder andere Zierden vor den Weibchen aus. Offenbar sind dieselben Produkte der sexuellen (geschlechtlichen) Züchtung. Da den Weibchen diese Reize und Verzierungen fehlen, so müssen wir schließen, daß dieselben von den Männchen im Wettkampf um die Weibchen erst mühsam erworben worden sind, wobei die Weibchen auslesend wirkten.“

„Die Anwendung dieses interessanten Schlusses auf die menschliche Gesellschaft können Sie sich selbst leicht im Einzelnen ausmalen. Offenbar sind auch hier dieselben Ursachen bei der Ausbildung der sekundären Sexualcharaktere wirksam gewesen. Ebenso wohl die Vorzüge, welche den Mann, als diejenigen, welche das Weib auszeichnen, verdanken ihren Ursprung ganz gewiß größtentheils der sexuellen Auslese des andern Geschlechts.“

„. . . Lassen Sie uns jetzt noch einen Blick auf zwei äußerst wichtige organische Grundgesetze werfen, welche sich durch die

Selektionstheorie als nothwendige Folgen der natürlichen Züchtung im Kampf um's Dasein erklären lassen, nämlich das Gesetz der Arbeitstheilung oder Differenzirung und das Gesetz des Fortschritts oder der Vervollkommnung. . . Das erste Gesetz, welches unmittelbar und mit Nothwendigkeit aus der natürlichen Züchtung folgt, ist dasjenige der Sonderung oder Differenzirung, welche man auch häufig als Arbeitstheilung oder Polymorphismus bezeichnet, und welche Darwin als Divergenz des Charakters erläutert. . . Wir verstehen darunter die allgemeine Neigung aller organischen Individuen, sich in immer höherem Grade ungleichartig auszubilden und von dem gemeinsamen Urbilde zu entfernen. Die Ursache dieser allgemeinen Neigung zur Sonderung und der dadurch bewirkten Hervorbringung ungleichartiger Formen aus gleichartiger Grundlage ist nach Darwin einfach auf den Umstand zurückzuführen, daß der Kampf um's Dasein zwischen je zwei Organismen um so heftiger entbrennt, je näher sich dieselben in jeder Beziehung stehen, je gleichartiger sie sind.“

„. . . Nun bitte ich Sie, wieder zu erwägen, daß alle Thier- und Pflanzenarten veränderlich sind und die Fähigkeit besitzen, sich an verschiedenen Orten den lokalen Verhältnissen anzupassen. Die Spielarten, Varietäten oder Rassen einer jeden Spezies werden sich den Anpassungsgesetzen gemäß umsomehr von der ursprünglichen Stammart entfernen, je verschiedenartiger die neuen Verhältnisse sind, denen sie sich anpassen. Wenn wir nun diese von gemeinsamer Grundform ausgehenden Varietäten uns in Form eines verzweigten Strahlenbüschels vorstellen, so werden diejenigen Spielarten am besten neben einander existiren und sich fortpflanzen können, welche am weitesten von einander entfernt sind, welche an den Enden der Reihe oder auf entgegengesetzten Seiten des Büschels stehen. Die in der Mitte stehenden Uebergangsformen dagegen haben den schwierigsten Stand im Kampfe um's Dasein. Die nothwendigen Lebensbedürfnisse sind bei den extremen, am weitesten auseinander gehenden Spielarten am meisten verschieden, und daher werden diese in dem allgemeinen Kampfe um's Dasein am wenigsten in ernstlichen Konflikt gerathen. Die vermittelnden Zwischenstufen dagegen, welche sich am wenigsten von der Stammform entfernt haben, theilen mehr oder minder dieselben Lebensbedürfnisse, und daher werden sie in der Mitbewerung um dieselben am meisten zu kämpfen haben und am gefährlichsten bedroht sein. . . Die letzteren werden auf die Dauer den feindlichen Einflüssen nicht widerstehen können, welche die ersteren siegreich überwinden. Diese allein erhalten sich, pflanzen sich fort, und sind nun nicht mehr durch vermittelnde Uebergangsformen mit der ursprünglichen Stammart verbunden.“

(Schluß folgt.)

## Robert Owen.

Robert Owen (spr. Ohn) wurde am 14. Mai 1771 zu Newtown, einem Landskättchen in Montgomeryshire, Wales, England, geboren, wo sein Vater Krämer und Posthalter war. Die Mutter stammte aus einer geachteten Pächterfamilie, Namens Williams. Der alte Owen, obgleich nicht vermögend — ein ihm von Rechtswegen gehöriges Grundstück, das jährlich 500 Pstl. einbrachte, behauptete er durch die Gewissenlosigkeit seines Advokaten verloren zu haben — lebte doch in auskömmlichen Verhältnissen, und nahm lebhaften Antheil an der Gemeindeverwaltung. — Robert, das jüngste von sieben Geschwistern, war als Kind sehr schwächlich, namentlich litt er an schwerer Verdauung, was ihn früh zu einer fest geregelten und außerordentlich mäßigen Lebensweise veranlaßte. Diese strenge Diät, welche er sein ganzes Leben lang mit eiserner Konsequenz durchführte, erreichte ihren Zweck: der schwächliche Knabe wuchs zu einem Mann heran, welcher den höchsten körperlichen und geistigen Anstrengungen gewachsen war und trotz ruheloser Arbeit weit über das gewöhnliche Menschenalter hinauslebte und bis zum letzten Tag sich das Feuer der Jugend bewahrte.

Im fünften Jahr wurde der kleine Robert in die Schule geschickt; er lernte so eifrig, daß er schon mit sieben Jahren (nach der in England noch jetzt herrschenden Sitte) zum Unterricht der jüngeren Schüler verwandt wurde. In seinen Freistunden las er mit Heißhunger alle Bücher, deren er habhaft werden konnte — besonders Romane und geschichtliche Werke. Seine Eltern, die zwar der Staatskirche angehörten, jedoch freundschaftlichen Umgang mit Bekennern anderer Sekten hatten und von Fanatismus frei waren, legten dem Forscherinn des Knaben keine Zwangsjacke an, so daß derselbe sich ziemlich ungehemmt und naturwüchsig entwickeln konnte. Der Umstand, daß Christen, Muhamedaner und Juden einander hassen, und namentlich, daß auch die Christen der verschiedenen Konfessionen sich gegenseitig befehdeten, ließ in der Seele des Knaben sehr früh den Gedanken aufkeimen, daß allen vorhandenen Religionen ein falsches Prinzip zu Grund liegen müsse.

Wie schon gesagt, er war ein schwächliches Kind; und da er auch folgsam und willig war, blieben ihm körperliche Züchtigungen in der Schule wie im elterlichen Hause fast gänzlich erspart. Die seltenen Ausnahmefälle machten einen um so tieferen Eindruck auf ihn, empörten sein innerstes Wesen. Einmal hatte er einen Befehl der Mutter mißverstanden und deshalb nicht richtig befolgt. Der Vater holte die Peitsche, mit welcher die übrigen

Kinder schon häufig, Robert noch niemals gezüchtigt worden, war, und verabreichte dem Knaben, der seine Unschuld bethenerte, eine Tracht Hiebe. „Willst du eingestehen, daß du ungehorsam warst?“ „Nein!“ Eine zweite Tracht, kräftiger als die erste. „Willst du jetzt eingestehen, daß du ungehorsam warst und die Strafe verdienst hast?“ „Nein! Und wenn du mich todtschlägst!“ war die Antwort des jungen Rebellen, dem keine Wimper zuckte. — Der Vater gab sich besiegt; die Sache wurde aufgeklärt, und Robert erhielt nie mehr eine körperliche Züchtigung. — Diesen Vorgang hat er nicht vergessen, und zog später die Moral daraus.

Mit neun Jahren hatte er gelernt, was in der Schule von Newtown zu lernen war, und kam nun zu einem Krämer in die Lehre, blieb jedoch im elterlichen Hause wohnen. Dies behagte ihm aber nicht lange, er wollte die Welt sehen, und als er das zehnte Jahr zurückgelegt, schickte man ihn zu einem älteren Bruder nach London, der ihm bald eine Stelle bei einem Kaufmann in Stamford, einem Herrn Mac Guffog, verschaffte. Von seinem neuen Lehrmeister, der sich mühsam zu Wohlstand emporgearbeitet hatte und in jeder Beziehung ein braver, charakterfester Mann war, empfing er eine ebenso humane Behandlung als tüchtige Geschäftserziehung. Der junge Owen blieb hier vier Jahre, und benutzte seine Zeit vortrefflich. Jede Minute, die er sich vom Geschäft erübrigen konnte, verwandte er auf Lesen und Studiren. Obgleich er sich hauptsächlich mit den sogenannten exakten Wissenschaften, Mathematik, Naturwissenschaften und Geschichte, beschäftigte, so grübelte er doch auch viel über religiöse Gegenstände und festigte sich in seinen



Robert Owen. (Originalzeichnung.)

Zweifeln. Um so bedeutamer und den künftigen Staatsreformer ankündigend, ist, daß er schon damals die Sonntagsfeier ihrer religiösen Umhüllung zu entkleiden suchte, und als eine wohlthätige Schutzmaßregel für die arbeitende Menschheit auffaßte. Das Arbeiten am Sonntag und die sonstigen „Entheiligungen des Sabbath“, deren allwöchentlicher Zeuge er war, empörten ihn so, daß er dem Haupt der Regierung (Pitt) einen langen Brief schrieb, in welchem er strenge Beobachtung der Sonntagsgesetze verlangte. Natürlich wanderte der Brief in den Papierkorb. Ein eigenthümliches Zusammentreffen aber ist es, daß der erste öffentliche Akt Owen's gleich dem Proudhon's die Befürwortung eines wöchentlichen Ruhetags war. Wir werden später noch einem zweiten Reformvorschlag begegnen, mit welchem der englische Sozialist dem französischen um viele Jahre vorausgeeilt ist.

(Fortsetzung folgt.)

# Ein kleiner Künstler.

Von Hugo Sturm.



Es wäre ein Irrthum, wenn wir die Künstler des Thierreichs blos in den größeren Arten suchen wollten, vielmehr bietet die kleinere Thierwelt uns in dieser Beziehung oft die bewundernswertesten Thatfachen und Erscheinungen und gibt Zeugniß von der ewigen und wunderbaren Kraft der Natur, die auch im Kleinsten und Unscheinbarsten mächtig ist. Wer hätte nicht schon die kleine, sechseckige Zelle der fleißigen Biene bewundert, die so genau und regelmäßig ist, daß selbst ein Zeichner mit Zirkel und Maß an ihr nicht einen Fehler entdecken kann! Und von den kunstvollen Bauwerken der Termiten hat gewiß schon ein Jeder gehört, die mit ihren Stuben, Kammern und Gängen ein wahrhaft großartiges Ganzes darbieten. Selbst das Heer der Fische, das man im allgemeinen zu den weniger begabten Vertretern des Thierreichs rechnet, birgt unter sich einen kleinen Künstler, der unsere volle Aufmerksamkeit und Bewunderung verdient. Es ist der unscheinbare Stichling (*Gasterosteus aculeatus*), der überall in Gräben, Teichen und „todten“ Flußarmen zu finden ist und oft zu Hunderten hier fröhlich umherschwimmt.

Wenige Fische vereinigen so viele anziehende Eigenschaften in sich als die Stichlinge, wie E. A. Brehm in seinem „Illustrirten Thierleben“ bemerkt. Sie sind äußerst lebhaft und bewegungslustig, gewandt im Schwimmen und Springen, räuberisch und freisüchtig, muthig im Vertrauen auf ihre, anderen Fischen furchtbare Bewaffnung, deshalb auch wohl übermüthig, aber zärtlich und hingebend in der Fürsorge zu Gunsten ihrer Nachkommenschaft. Sie finden sich in ganz Europa, wo es irgend ein stehendes oder langsam fließendes Wasser gibt, lieben aber vornehmlich schlammigen und etwas torfigen Boden und vermehren sich in Gewässern dieser Art oft in staunenswerther Menge. Nur unbedeutend ist ihre Größe, die selten 5—6 Cm. übersteigt, aber in wahrhaft schönen und lebhaften Farben prangt ihr kleines Schuppenkleid. Bauch und Seiten sind schön silberfarben, während die Oberseite etwas dunkle, grünlichbraune bis schwarzblaue Färbung zeigt. Wie mit Purpur bekleidet erscheinen Kehle und Brust, namentlich zur Laichzeit oder auch sonst, wenn der kleine Gesell sehr erregt ist. Ueberhaupt wechselt die Farbe des Kleides

mit der inneren Stimmung, so daß der Stichling bald mehr oder weniger schön gefärbt erscheint. Als furchtbare Waffe schmücken ihn drei Strahlenstacheln vor der Rückenflosse, die äußerst steif und spitz wie Nadeln sind. Alle Fische, selbst der räuberische Hecht, lassen ihn deshalb in Frieden, nur der Lachs soll die Stacheln nicht scheuen und ihm ohne Bedenken nachstellen. Fischer behaupten sogar, der Stichling sei ein Todfeind des Hechtes, von dem er sich zwar verschlingen ließe, aber dann seine Stacheln aufrichte und damit seinen Verfolger so gefährlich am Gaumen, im Magen und in den Eingeweiden verlege, daß dieser ihn wieder ausspeien und dann an diesen Verletzungen sterben müsse.

Alle diese Eigenschaften haben die Aufmerksamkeit der Naturforscher schon früh auf diesen Wasserbewohner gelenkt, so daß man von seinem Leben und Treiben ziemlich genau unterrichtet ist. Auch in den Stuben hält man ihn oft in einem Glasgefäß gefangen und hat da die beste Gelegenheit, ihn ungestört beobachten zu können. Solch' kleines „Aquarium“ bietet überhaupt eine große Fülle der Freuden dar und läßt sich mit wenigen Kosten und geringer Mühe leicht überall herstellen. Für einen ziemlich geringen Preis (6—9 Mark) wird uns ein hinreichend großes Becken in jeder Stadt geliefert, dessen Einrichtung freilich einiges Verständniß des Naturlebens erfordert. Am besten ist ein solches Gefäß in der Nähe eines Fensters aufzustellen, damit die frische Luft beim Oeffnen desselben darüber hinwegstreichen und sich dem Wasser mittheilen kann, weshalb es auch beachtenswerth ist, das Aquariumbecken nur möglichst flach mit Wasser anzufüllen. Eine Hauptsache ist jedoch die Bepflanzung desselben mit Wasserpflanzen, wodurch man dem lästigen Wechseln des Wassers entgegentritt. Empfohlen dazu werden unser Kalmus, die Wasserviole, Ruhblume, dreiblättrige Zottenblume, das Sumpferogmeinnicht, Pfeilkraut, der Wasser-Hahnenfuß, der gemeine Froschbiß u. v. a. Alle diese Pflanzen erreichen eine nicht zu bedeutende Größe und gedeihen in einem solchen Aquariumbecken sehr gut, wenn man sie in Torf- oder Moorerde einpflanzt und mit ausgewaschenem Kiesande bedeckt, damit sie nicht ausgespült werden können. Ueberhaupt muß man sich bestreben, das Zimmer-Aquarium möglichst der Natur entsprechend herzustellen, wenn man sich eines gedeihlichen Fortgangs der Einrichtung erfreuen will. Bevölkert kann das Becken mit allerlei kleinen Wasserthieren werden, doch muß man auch hierbei darauf achten, daß man nicht gar zu viele Räuber hineinsetzt, die sonst in kürzester Zeit dasselbe entvölkern. Bringt man mehrere Stichlinge hinein, so schwimmen sie zunächst gemeinschaftlich umher, um sich heimisch zu machen und jeden Winkel, jedes Eckchen und Plätzchen zu untersuchen. Bald aber findet sich einer, der unumschränkter Herrscher sein will und sich sein eignes Gebiet aussucht, in dem er keinen andern duldet, sondern auf's eifrigste jeden Störer verfolgt. Häufig entspinnt sich dann zwischen zwei Gegnern ein äußerst erbitterter Kampf, der oft nicht eher endet, als bis beide ermattet und halb todt ihn aufgeben müssen. Einer schwimmt mit äußerster Schnelligkeit um den andern oder neben ihm her, sucht ihn mit den scharfen Zähnen zu packen und ihm die scharfen Dornen in den Leib zu bohren, was nicht selten dem gewandtern der Kämpfer auch gelingt, so daß der andere mit aufgerissenem Bauch todt zu Boden sinkt. Jeder Kampf dauert mehrere Minuten, ehe er entschieden ist. Oft flieht der Schwächere, wird dann aber mit solcher Erbitterung von einem Orte zum andern verfolgt, bis die Kraft des andern erschöpft ist. Eine merkwürdige Veränderung geht jetzt mit dem Sieger vor. In den glänzendsten Farben erscheint das Kleid, oft rothgelb und dunkelgrün, während Bauch, Brust und die untern Kinnladen karmoisinfarbig erscheinen. Umgekehrt erbleicht das Kleid des Besiegten, der auch sonst demüthig und scheu dem andern ausweicht. Merkwürdig ist es, daß vor dem Tode noch einmal das schöne Farbenspiel aufblüht, um kurze Zeit nachher vollständig zu erbleichen. Oft findet man, wie ein englischer Beobachter mittheilt, und wie ich es nur bestätigen kann, in einem Becken mehrere Alleinherrscher, die mit Argusaugen ihr Gebiet überwachen und immer bereit sind, mit größter Kampfeslust auf die andern sich zu stürzen, wenn einer es wagen sollte, in dasselbe einzudringen. Es sind

jedoch immer nur die männlichen Fische, die in dieser Weise sich behaupten, während die Weibchen friedlicherer Natur sind und ohne Störung und Zank mit einander leben. Auch die Männchen sollen in größeren Gewässern weniger feindselig zu einander sich verhalten; wahrscheinlich weichen sie sich hier gegenseitig mehr aus, sind aber in ihrem Gebiete ebenso große Tyrannen.

Auffallend ist die ungeheure Freßlust dieser kleinen Gesellschaft. Ununterbrochen sieht man sie auf Raub ausgehen und über alles Gethier, das sie bezwingen können, mit wahrer Wuth herfallen. Junge Bluteigel, eben ausgekrochene Fischchen, selbst die ihres eigenen Geschlechts, Wassermotten, Mücken und Fliegen, die in's Wasser gefallen, sind ihre Beute. Oft sollen sie sich nach ihrem Raube ein verhältnißmäßig nicht unbedeutendes Stück über das Wasser empor schnellen und mit großer Geschwindigkeit ihr Opfer erhaschen. „Hätten sie die Größe eines Barsches, sie würden unsere Gewässer entvölkern,“ sagt Brehm, dem ich aus eigener Erfahrung vollkommen beistimmen muß. Als Knabe schon fiel mir die Freßlust des Stichlings auf und diente mir als Mittel zum Fang desselben. Ich hielt nur einen Bindfaden in's Wasser und hatte bald eine nicht unbedeutende Anzahl herausgezogen, die den Faden wohl für einen ledern Bissen ansahen und sich in demselben so verbissen hatten, daß sie sich nicht selbst wieder befreien konnten. Ich weiß mich eines Falles zu entsinnen, wo ein in einem kleinern Gefäß sich befindender Stichling viermal auf diese „Angel“ anbiß, ohne durch die Erfahrung klug geworden zu sein.

Alles dies eröffnet dem Beobachter eine nicht geringe Quelle des Vergnügens, aber unstreitig ist es doch das Brutgeschäft des kleinen Räubers, welches ihn zu einem der interessantesten des Fischgeschlechts macht. Nicht genug, daß er nach Art der Vögel ein kunstvolles Nest baut, sondern er hütet dieses auch auf das sorgfältigste und sucht es auf jede Weise zu verteidigen, ja er führt sogar seine junge Brut aus, bewacht sie und hält sie zusammen, daß auch nicht eines der Jungen sich zu weit entferne.

Wenn die Laichzeit herangekommen ist, von Ende Mai bis Mitte Juni, ja selbst in den Juli hinein, so sucht das Männchen den ihm am geeignetsten erscheinenden Platz, den es mit der seinem Geschlecht eigenthümlichen Hartnäckigkeit gegen Feinde verteidigt. Im Freien ist es meist eine flache Stelle auf kieseligem oder sandigem Grunde, über welche das Wasser ziemlich rasch rieselt und wodurch das Geschäft des Ausbrütens bedeutend begünstigt wird. In der Gefangenschaft wird das Nestchen nach meinen Erfahrungen am liebsten in der Nähe der Pflanzenstengel angelegt und vermittelst der Flossen oft eine künstliche Wasserbewegung hervorgerufen, die für das gute Gedeihen Erforderniß zu sein scheint. Auf dem Boden werden allerlei kleine Pflanzentheile, Wurzelfasern, Moosfäden u. dgl. zusammengetragen. Nur die schweren Stoffe, die bald zu Boden sinken, benutzt der kleine Künstler, während er die andern unbeachtet läßt und ausscheidet. Er befestigt sie am Grunde, indem er Sand und kleine Steinchen darauf zu bringen sich bemüht, legt sie immer und immer wieder zurecht, bis sie endlich die gewünschte Form angenommen haben. Nun schwimmt er mit einer eigenthümlichen zitternden Bewegung dicht darüber hin und läßt dabei eine klebrige Schleimmasse herabfallen, welche die einzelnen Baumaterialien zusammenleimt. Wie ein Beobachter mittheilt, soll ein Stichlingmännchen über der Grundlage des Nestes einen Wasserstrudel zu erzeugen sich bestrebt haben, um die Festigkeit derselben zu prüfen. Es stellte sich senkrecht, mit dem Kopf nach unten gerichtet, über den kleinen Bau und bewegte plötzlich mit größter Heftigkeit die Brustflossen. Wenn sich dann ein einziges Hälmschen bewegte und verrückte, so schob er es wieder zurecht, bestrich es auf's neue mit Schleim, bis er alles in gutem Zustande und so fest wie möglich fand. Auf dieser Unterlage wird der Bau weiter fortgeführt, der gewöhnlich eine länglichrunde Gestalt erhält und durchschnittlich Faustgröße haben mag. Der anfangs rohe Aufbau wird nach und nach vervollkommen und innen und außen sorgfältig geglättet. Oben ist das Nestlein stets geschlossen und zeigt nur an der einen Seite einen runden Eingang, der groß genug ist, daß der Stichling mit Leichtigkeit hineinschlüpfen kann.

Ist so das Nestlein fertig, so sucht der künstliche Baumeister ein Weibchen, das gewillt ist, seine Eier in demselben abzulegen. Vorher schmückt er sich jedoch mit dem farbenfeurigsten Hochzeitsgewande, um die Aufmerksamkeit der Weibchen auf sich zu lenken. Hat er ein solches gefunden, so nöthigt er es auf jede mögliche Art und Weise zum Eintritt in sein Häuschen, ja schiebt es zuletzt wohl gar mit Gewalt hinein. Das Weibchen setzt im Verlauf einiger Minuten, während welcher das Männchen am Eingang Wache hält, einige winzige Eierchen von schöner gelber Farbe ab, worauf es an der andern Seite das Nest durchbricht und so einen zweiten Eingang öffnet, durch welchen es dasselbe verläßt. Darauf schlüpft der männliche Stichling in das Nest und gleitet mit einer zitternden Bewegung über die Eier hinweg. Noch mehrmals sucht er Weibchen zum Eierabsetzen zu nöthigen, bis eine genügende Anzahl von Eiern vorhanden ist. Jetzt verdoppelt der Stichling seine Wachsamkeit und bleibt ununterbrochen bei seinem Nest, das er gegen andere Stichlingmännchen, aber auch gegen die nach den Eiern lüsternen Weibchen vertheidigen und behüten muß. Oft sucht er auch, wie schon oben gesagt, das Wasser im Nest mit seinen Flossen zu bewegen, wodurch das Brutgeschäft begünstigt wird, indem der hierdurch den Eiern vermittelte Sauerstoff unentbehrliches Bedürfniß für eine gute Entwicklung derselben ist. Fast vier Wochen nimmt diese in Anspruch, nach welcher

Zeit die kleine Brut auskriecht. Aber noch ist er nicht der Sorge für dieselbe enthoben, denn noch immer muß er das Nest umkreisen, um seine Nachkommenschaft vor den mancherlei Feinden zu beschirmen. Ist diese etwas größer geworden, so führt sie der Vater in's freie Gewässer spazieren, umkreist sie jedoch immerwährend, vertheidigt sie gegen alle Nachstellungen und duldet es nicht, daß sich eins von dem großen Haufen entferne. Erst mit der Zeit läßt die strenge Aufsicht nach, und wenn die jungen Stichlinge groß genug sind, um sich selbst ihre Nahrung suchen zu können, bekümmert sich der Vater nicht mehr um sie.

In Fischteichen sind diese kleinen Baukünstler keineswegs gern gesehene Gäste, indem sie in ihrer Gefräßigkeit der Aufzucht der Nussfische hinderlich sind. Sie vermehren sich auch in kürzester Zeit in so außerordentlicher Menge, daß diese alle Vorstellungen fast übersteigt. Namentlich der Seestichling erscheint oft in so großer Anzahl an den Küstenländern der Ost- und Nordsee, daß man ihn zum Thranfischen und als Dünger für die Felder in unglaublichen Massen fängt. Das Fleisch des Stichlings wird nicht gegessen, jedenfalls seiner Unbedeutendheit wegen. Noch kleiner als der bei uns am häufigsten vorkommende gemeine Stichling ist der Zwergstichling, der auch nicht selten die Ost- und Nordsee, seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort, verläßt, um in die Flüsse hinaufzusteigen und sich in ihnen, gleich seinem Vetter, anzusiedeln.

## Ein Proletarierkind.

Novelle von M. Kautsky.

(Fortsetzung.)

Marie Eber, gewöhnlich Mietz genannt, war allein in ihren vier Pfählen. Das arme Kind, das mit 12 Jahren die Mutter verloren, war daran gewöhnt. Ihr Vater, ein äußerst beschränkter Mensch, war bei einem Bildhauer in der Arbeit, und obwohl er zwanzig Jahre in den verschiedensten Ateliers beschäftigt gewesen war, so hatte er doch nichts gelernt, und man konnte ihm nur die allerhöchste Arbeit übertragen. Da er nicht eine Spur von dem vorwärtstreibenden Gefühl besaß, das man Ehrgeiz nennt, so war ihm das grade recht. Bei seiner Arbeit hatte er nichts zu denken, und die Sorge für seine Person und Lebensbedürfnisse mußte nach dem Tode seiner Frau seine Tochter übernehmen. Er lebte auf diese Art, wie er sagte, recht gemüthlich und so billig, daß ihm ein bedeutender Ueberschuß für's Wirthshaus blieb. Daß er Pflichten gegen sein Kind zu erfüllen habe, daß er für dessen Gesundheit und Erziehung zu sorgen habe, daß er sie etwas Tüchtiges lernen lassen müsse, damit ihre Zukunft gesichert sei, das fiel ihm gar nicht ein; das Kind war da, er brauchte es, und so beutete er seine Klugheit und Geschicklichkeit zu dessen Nachtheil nur für sich allein aus. Des Vormittags mußte die kleine Marie alle groben, häuslichen Arbeiten verrichten, oder sie konnte vielmehr machen, was sie wollte, wenn sie nur Punkt 12 Uhr dem Vater in's Atelier das Mittagessen brachte und dieses seinen Geschmacksanforderungen entsprach. Nach dem Essen reinigte und stopfte sie ihm die Pfeife, und da diese gewöhnlich gut zog, so hatte sie in kurzer Zeit die Obliegenheit, sämtliche Pfeifen, die im Atelier geraucht wurden, zu versorgen. Im Sommer durfte sie dann im Hofe spielen, im Winter aber mußte sie sich in einen Winkel setzen und ruhig abwarten, bis die vierte Stunde schlug, wo sie für die Arbeiter regelmäßig den Thee machte und riesige Butterbrote schmierte. Die Zeit bis dahin wurde ihr natürlich unerträglich lang, und da Niemand daran dachte, ihr eine Beschäftigung zu geben, so fand sie die zunächstliegende von selbst. Sie sammelte Lehmklümpchen und suchte, grade wie sie's von den Bildhauern gesehen hatte, diese in allerlei Formen zu bringen. Es waren die abenteuerlichsten, die man sich denken kann. Sämmtliche Bierfüßer sahen sich zum Verwechseln ähnlich, nur daß der Esel sehr lange Ohren und das Schwein einen geringelten Schweif bekam. Aber bald schien

sich Auge und Hand zu vervollkommen, sie lernte sehen und unterscheiden, sie lernte feinere Umrisse und Formen bilden. Weder der Vater noch die anderen Arbeiter achteten darauf. So vergingen Jahre.

Einmal ward der Bildhauer Kohlfs, ein alter Herr, zufällig auf das eben in Lehm operirende Mädchen aufmerksam.

„Macht Sie das ganz allein, Kleine?“ fragte er sie freundlich.

Marie wurde über und über roth, dann wieder blaß, und wollte in ihrem Schreck über die vermeintliche Ungehörigkeit das Figürchen schnell zusammendrücken.

„Nicht doch,“ sagte der alte Herr, „das wäre schade, es ist nicht so schlecht, aber es ist alles aus dem Kopfe gemacht, nicht wahr?“

„Ja, ich bitte,“ stotterte das Kind.

„Das ist nicht recht, dadurch entstehen solche Fehler in der Zeichnung. Sieht Sie, der Fuß ist viel zu lang und der Arm da zu unförmlich. Sie muß immer ein Modell vor Augen haben, am besten, Sie formt nach der Natur. Das erste Beste ist gut. Zum Beispiel der Hund hier, der faule Leo, der liegt den ganzen Tag vor Ihren Augen, den mach' Sie einmal nach, oder da den langen Anton.“

„Das ist zu schwer,“ meinte Marie.

„Versuche Sie es nur, es wird schon gehen, und wenn Ihr einmal etwas gut gelingt, dann zerstöre Sie es nicht wieder, sondern komme Sie zu mir und zeige Sie mir's. Lehm darf Sie sich mit nach Hause nehmen, soviel Sie will. Adieu, Kind.“

Marie machte den besten Gebrauch von dieser Erlaubniß, aber auch die Lehre nahm sie sich zu Herzen, und da ihrem Sinn für Formen ein ausgezeichnetes Gedächtniß beigelegt war, so war von nun an Niemand mehr vor ihr sicher, und wir haben in Fräulein Fanny schon ein Opfer ihrer plastischen Studien kennen gelernt.

Bildhauer Kohlfs nahm den nächsten Morgen nach seiner Unterredung mit dem Mädchen den Vater beiseite.

„Hören Sie, Eber,“ begann er, „Ihre Tochter hat Talent; wenn sie ordentlichen Unterricht bekäme, könnte was Tüchtiges aus ihr werden. Schicken Sie sie in eine Kunstschule.“

Eder lachte. „Ich bitt', Herr Koflfs, das geht nicht, ich brauch's Mädel zu Hause. Uebrigens ist die lang' genug in die Schul' gegangen, kann mehr, wie ich selber. Jetzt mußt sie für mich kochen und waschen.“

„Nehmen Sie sich eine Magd.“

„Die müßt' ich bezahlen, die Marie hab' ich umsonst.“

„Aber die Marie kann Ihnen das reichlich einbringen, sie kann sich eine Zukluft und Ihnen ein sorgenfreies Alter verschaffen.“

„Ich geb' nichts drauf, Herr Koflfs. Unsereiner muß nicht zu hoch hinauf. Uebrigens, wenn ihr's von unserm Herrgott so bestimmt ist, so entgeht's ihr nicht. Aber jetzt mit sechzehn Jahren das Mädel in die Schul' schicken, um keinen Preis.“

Koflfs zuckte die Achseln; gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens, mochte er wohl denken, und ging seiner Wege.

Einige Monate darauf starb der alte Herr, und so war der Einzige, der Mariens Talent erkannt hatte, dahingegangen.

(Fortsetzung folgt.)

## Pfingsten im Harz.

Wandererinnerungen von Robert Schweigel.

### II.

(Fortsetzung.)

Die Hirschhörner sind zwei Klippen, die, wie Hörner auseinander gebogen, einsam aus dem Waldboden aufragen. Wir betrachten sie flüchtig und setzen unsern Stab weiter. Touristen kommen uns auf dem schmalen Pfad vom Brocken her entgegen.

„Abscheulicher Nebel, das!“ lautet ihr Morgengruß. Es klingt eine trostlose Stimmung daraus hervor.

Der Nebel war aber in der That noch immer so dicht, daß wir das Brockenhaus für einen Berg hielten, über den wir hinüber müßten. Erst ganz in der Nähe erkannten wir den Irrthum und waren wahrlich nicht böse darüber.

Das Brockenhaus glich einem Bienenkorbe. Es schwärmte aus und ein von Reisenden, die in den Nebel hinausspähten und fröstelnd mit verdrießlichen Gesichtern in das warme Gebäude zurückkehrten. Verdrießliche, gelangweilte Gesichter allüberall, auch in den Stuben. Die Einen bezahlen mürrisch ihre Rechnung, die Andern setzen ihre Geduld gegen den Nebel ein. Sie sind ächte Deutsche und warten, bis sich die Wolke hinweghebt oder aufgetrunken ist. Inzwischen studiren die Einen in geduldiger Erwartung die schlechten Witze und noch elenderen Reime-reien des Brockenbuchs, während Andere sich in allerlei Humoren der Verzweiflung überbieten.

In dem Brockenhause ist Vieles anders geworden. Nur das lange und schmale Speisezimmer ist dasselbe geblieben. Auch nach dem Wirthe schau' ich mich vergebens um, der damals dem Ankommenen, der gleich etwas zu trinken bestellte, mit gutgemeinter Rauheit entgegnete: „Erst abkühlen.“ Heute kann sich der Erhitzte ungehindert den Tod trinken und hat dann nur seine Unvernunft anzuklagen. Dienstbesessenen schleichen dem Ankömmling die schwarzen Kellner nach. Die Kultur hat nicht nur den Teufel beleckt, wie Goethe sagt, sondern auch den Blockberg, wo er Hof hielt. Das Brockenhaus hat sich zu einem ganz modernen Gasthause civilisirt. Und was mag aus der hübschen Dirne mit den schwarzen Augen geworden sein, die damals den Scheidenden den Brockenstrauß an die Hüfte steckte? Brockensträuße aus blühendem Haidekraut, isländischem Moos und Hexenbesen sind auch heute noch zu haben, aber das Stückchen Poesie, welches sich sonst daran heftete, ist dahin. Kein hübsches Kind mit rothen lachenden Lippen steckt mehr dem Reisenden den Strauß an; man kauft ihn sich von dem Herrn Oberkellner, dessen härtigen Mund wohl Niemand zu küssen verlangen wird.

Wir zogen ohne Strauß von dannen, nachdem wir uns überzeugt hatten, daß wir auf das Verschwinden des Nebels länger würden warten müssen, als unsere Zeit gestattete. Der Herenbrunnen, dessen kaltes klares Wasser der Ilse zufließt, die Herenzanzel, einige mächtige Felsblöcke, auf denen in der ersten Mainacht der infernalische Bock die Huldigungen der Hexen empfängt, blieben also diesmal unaufgesucht.

Der Brocken ist beiläufig nicht der einzige Blockberg in Deutschland, und die Walpurgisnacht wird auch noch anderwärts

gefeiert. Wenn man dem Teufelspfad auf dem Blockberge die fragenhafte Larve abreißt, die ihm die Kirche aufgezwungen hat, so entdeckt man darunter eins der schönsten Götterfeste unserer Vorfahren. Der schwarze Bock, der Junker mit dem Pferdefuß, zeigt das Götterantlitz des allmächtigen Wodan, und die alten und jungen Hexen werden zu Wunschnädchen oder Walküren, den Schlachtenjungfrauen, welche den im Kampfe gefallenen Helden in Walhalla Meth und Liebe schänken. Daß Walpurgis eine solche Walküre war, darauf deutet schon ihr Name. Wir wissen sonst wenig mehr von ihr, als daß ihre Feste die der Göttin Ostara (Ostern) an manchen Orten verdrängten. Ihr zwölftägiges Fest begann mit dem ersten Mai, dem Frühlingsanfang, und an diesem Tage feierte man die Vermählung des jugendlichen Wodan mit Freyja, der jugendschönen Göttin der Erde. Nun hatte die lange, stürmische Werbung des Gottes — die Stürme der Tag- und Nachtgleiche — ein Ende, und die im schönsten Braut- und Blüthenschmuck prangende Freyja reichete dem strahlenden Sonnengotte die Hand zum Ehebunde. Die Festgebräuche waren wohl so ziemlich dieselben, wie die zu Ostern üblichen: Blumen- und Thieropfer, wie denn die Weihnachts-, Ostern- und Pfingstgebräuche sich vielfach berühren, als zu den Festen gehörig, die sich an die Winterformenwende knüpften. Von diesen Thieropfern hat sich noch eine Erinnerung in manchen Städten erhalten. Darauf deuten die mit Laubgewinden geschmückten einfarbigen Kinder, die am Sonnabend vor Pfingsten oder Ostern noch hie und da durch die Straßen geführt werden. Einfarbig aber mußten alle Thiere sein, welche den Göttern geopfert wurden.

Ein Stelle des Hyndluliedes in der älteren Edda stellt die Stieropfer der Freyja, die als Frühlingsgöttin zugleich die Göttin der Liebe war, außer Zweifel. Es heißt in dem Liede Strophe 10:

„Er hat mir aus Steinen ein Haus errichtet,  
Gleich dem Glase nun glänzen die Mauern,  
So oft trinkt' er sie mit Hosenblut.“

Freyja wird auch Walfreyja genannt. Sie war also ebenfalls Walküre wie Walpurgis und so treten beide Göttinnen wohl in nahe Beziehung zu einander. Es ist möglich, daß Freyja in Walpurgis verdunkelt ist; denn dergleichen Wandlungen lassen sich in der deutschen Mythologie grade bei den höchsten Göttern sehr häufig nachweisen. Eine solche Wandelung, die aus Freyja die Göttin der Liebe machte, läßt uns ihre Züge in der Frau Venus im Hirsberg und in der schönen Ilse im Stein wiedererkennen.

Ob nun der Gipfel des Harz eine solche heidnische Opferstätte war, an der die Hochzeitsfeier der Freyja mit Wodan von dem Volke begangen wurde, ist schwer zu sagen. Es ist möglich. Halten wir sie mit dem Herenspfad zusammen, so scheint mit ziemlicher Gewißheit so viel hervorzugehen, daß der Brocken eine jener Stätten war, an der das sogenannte ungebundene Gericht gehalten wurde.

(Fortsetzung folgt.)